

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

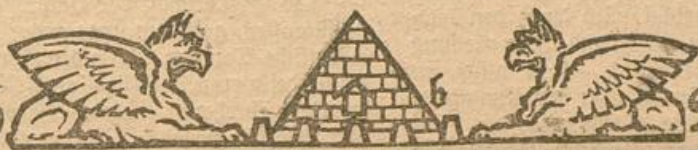
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

26.6.1921 (No. 26)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 26



26. Juni 1921

Albert Schneider / Ueber intuitive und visionäre Kunst.

Es ist das Vorrecht und das Verhängnis des Künstlers, des Dichters und Musikers so gut wie des Malers und Plastikers, daß ihm alles zum Bildnis oder Gleichnis wird und daß er dieses allein schließlich seiner Betrachtung und Sorge werthhält. Sein Schaffen knüpft immer irgendwie an Wirkliches an, an Geschehnisse, Wahrnehmungen, Erlebnisse in Vergangenheit oder Gegenwart, aber auch im günstigsten Einzelfall ist sein Werk niemals Natur, noch nicht einmal im Sinne des getreuen Abbildes, da es eine Natur an sich nicht gibt. Setzt sein Bedürfnis auf gestaltende Erfassung des Erlebten selbst, so ist seine Kunst gleichsam der Nachhall der Wirklichkeit in einer besonderen, durch persönlichen Anspruch bestimmten Tonart; läßt er sich von der Gewalt des Empfundnen willig mitreißen und emportragen und gibt ihm diese Erhebung als allein wesentlich, so achtet er den Zufall der äußeren Begleitumstände gering und ersetzt ihn durch den inneren Zwang, unter dem seinem schöpferisch angeregten Geist wirklichkeitsfremde Bilder oder Symbole aufleuchten. Die Verschiedenheit der Veranlagung bedingt es, daß die Kunst nach zwei Polen auseinanderstrebt, und wenn zu gewissen Zeiten die intuitive Erfassung, zu anderen die Gestaltung des Visionären in höherer oder ausschließlicher Geltung steht, so erleiden die Kunstwerke nur das gemeinsame Schicksal alles Lebendigen, das mitteillos verkümmern läßt, was nicht Ort und Zeit zugleich richtig wählt.

Es besteht kein Zweifel, daß die beiden jüngsten Entwicklungsphasen oder Schulrichtungen der bildenden Kunst unter den Kraftlinien der genannten Pole liegen; sie selber aber darum als polar entgegengesetzt zu betrachten, ist nicht gerechtfertigt. Aufmerksamkeit Beobachtung stellen sie sich sogar als innerlich verwandte Strömungen dar, die sich nur darum so feindselig gegenüberstehen, weil kleine Gegensätze am schwersten zu überbrücken sind. Die grobsinnliche Täuschung von dem Draußen und Drinnen im Vorstellungsleben, so restlos überwunden sie schien, hat ihren Teil dazu beigetragen, daß man hier, wie es die Schulbenennung „Expressionismus“ mit Absicht zum Ausdruck bringt, eine vollständige Umkehrung der Richtung glaubte vornehmen zu müssen und sich über das eigene Wollen wie über das des Gegners getäuscht hat. Einer der frühesten und stärksten Vertreter des Impressionismus, van Gogh, stand durchaus über dieser Alternative: er war in hervorragendem Maße expressionistischem Drange unterworfen. Das war nicht etwa die Folge seiner zwiespältigen Gemütslage, vielmehr erwarb er sich durch seine glühende und erbarmungslose Hingabe an die Natur, in der er zuletzt Opfer und Märtyrer ward, den geistigen Besitz seiner tiefen, farblichen Eindrücke, die scheinbar Zweck, in Wahrheit nur Kunstmittel waren. Gegen eine derartige Auswertung des Impressionen hätte

der expressionistisch tendierende Künstler nie Anlaß gehabt, sich aufzulehnen. Solange die Tätigkeit des Künstlers, dem Naturkult gleich, von tiefer Religiosität getragen wird, ist sein Werk voll inneren Lebens, auch wenn er nur Natur geben will; erst wenn die religiöse Ehrfurcht ernüchtert wird, steht es entgöttert und offenbart nichts mehr als die Empfänglichkeit für stimmende Farb- und Tonwerte. Nur dieser seelenlosen Nachahmung gegenüber ist der Widerspruch des Ausdruckskünstlers am Platze, und er darf, sofern er ihn erhebt, durchaus des Glaubens sein, dem Bedürfnis nach Unmittelbarkeit des Empfindens und Unverfälschtheit der bildnerischen Rede die Bahn freizumachen vor Neuzerlichkeit, Abklatsch, Konvention.

Setzt man Natürlichkeit statt Natur, diesem in der Aesthetik leer gewordenen Begriff gleich demjenigen der Materie in der Logik, so stellt der Impressionismus denselben Ansturm gegen historische und stilistische Verflachung dar wie der Expressionismus gegen die Veräußerlichung der impressiven Wiedergabe. Wo man Gegensätze anzunehmen überredet worden ist, sollte man besser eine gerade Linie der Entwicklung sehen, die das eine Mal schwer und mühsam durchlaufen wurde bis zu ihrem gleichschwebenden Mittelpunkt, das andere Mal in stürmischer Ungeduld bis fast zur versagenden Erkennbarkeit des unendlich fernen Punktes. Dabei ist ebenso gewiß, daß beispielsweise Leibl, Trübner, Viebermann vor der Mitte der Geraden stehen bleiben, wie daß van Gogh seine Größe durch den ständigen Versuch erreichte, jene Grenze zu überschreiten. Ihm war die Stärke der opferwilligen Hingabe eigen, den Späteren die Beherrschtheit in der Aufnahme, innerhalb derer sich eine langsame Umstellung vollzog, die von der intensiven Konzentriertheit zur extensiven Empfänglichkeit führte, vom Naturalismus der Form zu demjenigen der Beleuchtung.

Es widerspräche geradezu dem Tempo völkischer Wandlungen, wenn der zweite Ansturm gegen eine bestehende Konvention, der dem ersten so überraschend schnell nachfolgte, ihm in Ursprung und Wirkung völlig wesensfremd wäre. Der Mensch dieser Tage ist allzu leicht bereit, wieder ganz von vorn zu beginnen, sobald er vor irgendeiner Entwicklungsfähigkeit stutzig wird. Das hängt mit seiner gesteigerten Reizbarkeit zusammen. Seine Willensausbrüche geschehen plötzlich und überstürzt und erschöpfen ebenso rasch, weil sie wohl in die Tiefe greifen, aber des festen Haltes ermangeln gleich der Pfahlwurzel im Sandboden. Sie entspringen nicht dem angeglichenen Erdreich eingelebter Gefühle, dafür klammern sie sich an Ideen an, die sich gefahrlos umdeuten oder auch verwerfen lassen, wenn sie ihren kurzen Dienst getan haben. Dem ungeheuren Anlauf folgt das verzweifelte Versagen auf dem Fuß. Das Gemüt wird Bisher- und Märtyrerstimmungen zugänglich,

in Ausnahmezuständen freilich nur, die weniger der künstlerischen Verfassung nahe stehen als der verzückten Auflösung des religiösen Visionärs. Hier nimmt die historisierende Anlehnung an alte Legenden, deren Inhalt und innerer Gehalt unserer Zeit an sich fremd ist, ihren Anfang, aber auch all das Gewalttame, Ueberwältigte, um nicht zu sagen Zerrissene, das die letzte Kunstbewegung zutage gefördert hat, und wenn sie noch so vornehm tut gegen ihre Vorläuferin, in einer letzten Folgererscheinung kann sie sich ihr würdig an die Seite stellen, in der dispersiven Unruhe der Gestaltung.

Die Verlegung des künstlerischen Erlebnisses in das periphere Gebiet des Bewußtseins hat eine Zerlegung des Kunstwerks in Einzelwerte der Töne und Farben bewirkt, die unbeherrschte Hingabe an den inneren Antrieb des Wahrnehmens und Erlebens zeitigt, namentlich wenn man die äußersten Erscheinungen ins Auge faßt, sicher nicht die Geschlossenheit, die in der bildenden Kunst wohl einzig bedeutungsvoll sein kann, diejenige der Anschauung. Mit ungestümer Beschleunigung drängte man über die Fesseln des Impressiven hinaus und sprengte sie; jetzt, am Ende des Wagnisses, wird man oft mit Schaudern gewahr, daß man im Begriff steht, die Kunst selber zu sprengen. An Stelle des Erfordernisses naturgetreuer Proportion tritt dasjenige sprechendster Betonung. Der perspektivische Ausblick wird durch den bildhaften Ueberblick ersetzt. Die natürliche Licht- und Tonverteilung weicht dem Farbsymbol seelischer Erleuchtung. Das wäre an sich schon viel der Neuerung und Umwälzung, aber den Unaufhaltamen ist es nicht genug. Das Bisherige betrifft mehr das Modell, im Weiteren geht es mehr um das Gleichnis selbst. Der letzte Erdenrest von Verhältnis, Räumlichkeit, Beleuchtung ist erst überwunden, wenn jede Einseitigkeit des Gegenstandes aufgegeben und nur die Einheit des Bildes geblieben ist, wenn die Ordnung von Dingen in der bloßen Anordnung geometrisierter Formen aufgeht und ein abgestimmter Farbenklang in körperlicher Unfaßbarkeit und räumlicher Undurchdringlichkeit auf glatter Leinwand ausgebreitet liegt.

Wenn man den letzten Impressionisten vorwerfen kann, daß sie mit wissenschaftlichen Voraussetzungen an ihre farblichen Probleme heranträten, so sind die Extremsten unter den Expressionisten nicht frei von dem Verdacht, abstrakter Berechnung anstatt intuitiver Gesetzmäßigkeit nachzugeben. Dieses, zusammen mit den viel radikalere Auflösungserscheinungen der neuesten Kunst, hat wohl einsichtige Beurteiler zu der schwermütigen Resignation gebracht, daß bald nicht nur die erstarrte Konvention, sondern die Kunst selber überwunden sei. Wir sind durch die historische Wissenschaft und Spekulation seit langem vorbereitet, die verschiedenartigsten Lebenserscheinungen in ihrer psychischen Verwandtschaft oder Gleichwertigkeit zu sehen, und sind nicht überrascht, wenn die Umstürzung bestehender Kunstprinzipien mit derjenigen auf dem Gebiet der Politik oder theoretischen Physik in Zusammenhang gebracht wird; allerdings erwarten wir auch, daß aus gesundener Uebereinstimmung die richtigen Schlüsse gezogen werden. Wie die Idee des Kommunismus und der Rätegedanke bei ihrer Ausführung an die Grundgesetze aller menschlichen Vergesellschaftung gebunden sind, wird keine Anstrengung die bildende Kunst von der Verpflichtung befreien können, dinghafte Vorstellung zu geben oder wenigstens anzuregen. Wie das Relativitätsprinzip, dieser größte Triumph konsequent durchgeführter Abstraktion, die Logik nicht aufhebt, noch nicht einmal die klassische Mechanik oder die Euklidische Geometrie umstürzt, sondern nur deren Geltung einschränkt, indem es von allgemeinerer Problemstellung ausgeht, so kann auch jetzt auf dem Boden der Kunst nichts entstehen, was ihrer eigensten Grundlage fremd ist. Eher könnte eine nachhaltige Erlahmung gestaltender Kraft eingetreten sein, so daß alles Werk von heute das unsichere Aufklackern vor dem endgültigen Absterben wäre.

Der schaffende Künstler läßt sich von solcher Perspektive nicht schrecken: er sieht sie nicht einmal. Sobald der Wertedrang ihn überkommt, ist er nur insoweit wissend, als er sich als den Wertehenden erkennt, und an diesem Wissen nimmt seine Zeit teil,

unsere Zeit mehr als eine andere, weil sie in seltener Bestimmtheit den produktiven Menschen als Urheber aller Weltformen und Weltgesetze betrachtet. Ihr handelt es sich nicht mehr um bloße transzendente Idealität im Sinne Kants, um die Denkformen, deren breitgestelltes Gerüst längst durch den eigentlichen Kern der Logik, die Denknotwendigkeit des Urteils, ersetzt ist, sondern um Bild und Geschehen zugleich, um die Natur im Ganzen. Wir glauben nicht mehr an ein Aussehen an sich, unsere kritische Hellsehigkeit hat uns belehrt, daß der Anblick der Dinge selbst durch die Bilder geprägt wird, welche die Künstler ältester und jüngster Vergangenheit von ihnen machten und machen. Alle Schaffenden bauen mit an unserer Welt, das ist der Heutigen stolze und verantwortungsvolle Erkenntnis. In dieser Ueberzeugung suchen sie zu wirken, wo ihnen eine Idee wird, ohne sich an die Schranken sorgsam abgesteckter Künste zu halten. Alfred Kubin, der phantasievolle Graphiker, zögert nicht, seinen Roman zu schreiben, Oskar Kokoschka versucht, sein nerdburchbehtes Schauen neben seiner Malerei in Dichtungen und Geständnissen auszuleben, Hans Thoma gar, wenn man ihn, den ewig Gestaltungsreichen, der sich in überraschender Modernität des Begriffs einmal einen geborenen Realisten nannte, neben den jungen Spätlingen nennen darf, spricht feherhaft letzte Worte verklärter Dichtung und höchster Weisheit.

Die Gegnerschaft der Impressionisten, zum Teil auch der Expressionisten, galt dem, was zuvor als Kunst angesehen wurde, die eigentliche Tendenz führender Künstler unserer Tage könnte man damit definieren, daß sie ihre Erfüllung erst jenseits alles Künstlerischen überhaupt finden. Ihren Ansprüchen genügt es nicht, nur Künstler zu sein. Sie verachten die Fertigkeit im Sinne des Gewandten sowohl wie des Abgeschlossenen, obgleich sie oft verblüffendes Können zeigen. Sie geben unter Umständen auch Kunst alten Stils, wirken durch die kompositiven Mittel der Renaissance oder durch die malerischen der modernen Impressionisten, bald mit kubistischem, bald mit futuristischem Einschlag, aber sie tun es wider Wissen und Willen oder doch so, daß das alte Kunstmittel gesteigert, umgeprägt, zum Wesentlichen gestempelt wird. Wer mehr geben will als Kunst, muß weitergehen. Er muß vor allem mehr sein als Künstler, umfassender und auch wieder beschränkter, freier und doch wieder gebundener. Er muß sich erheben über die Welt des Dinggewordenen, aber der gebietenden Stimme des Geistes bescheiden tauschen. Dann kann er diesen selber künden. Aus erdfernen Visionen, die er bald mit verlöschenden Tönen auf die Leinwand malte, bald in dithyrambischen Worten stammelte, bald mit paradoxer Geduld in feinsten Linienfülle in den Holzstock schnitzte, wuchsen dem Karlsruher Graphiker Gustav Wolf seine großen Weltbilder heran, deren letzter Niederschlag die kolorierten Holzschnitte vom Lebendigen Sein bilden. Was hier sich kundtut, kann in Wort wie in Bild gegeben werden, am besten in beiden zugleich. Das letztere wurde im ersten Flugblatt vom Lebendigen Sein, das jenen Holzschnitten nachfolgte, versucht; in dieser Einheit und Einseitigkeit von Satz, Type, Bild redet vielsprachig aber einsinnig nur noch reiner Geist.

Ob Anfang oder Ende — die Kunst will wieder werden oder zum letzten Male sein, was sie in großen Epochen war, Gestalterin des Geistes. Wenn der Vision diese Aufgabe zufallen soll, so kann es nur weniger Berufener Sache sein, sie zu schaffen. Allen andern bringt es größte Gefahren, mit steter Sehnsucht an ihr zu hängen. Abgesehen von der katastrophalen Zerstörung des Technischen führt das zu einer krausen Phantastik des Inhaltlichen, die jede Tradition abreißt statt sie belebend wachzuhalten, unter Tradition die überdingliche, selbstverständlich auch überhistorische Ueberlieferung verstanden, in der alles Gelungene als Inkarnation einer unzerstörbaren geistigen Macht erscheint, deren Vermittler der produktive Mensch ist. Auch der größte Visionär kann nicht Geist erfinden, sondern nur offenbaren; er tut es, indem er die Symbole, die ihm seine Vision liefert, gestaltet. Beugt er sich in der Erfindung der Tradition der Erschaffung, so muß er in der Gestaltung derjenigen der Formgebung gehorchen, also intuitiver Gesetzmäßigkeit; sieht er in der Vision seine höchste Erfüllung, so muß er die Intuition als seine tiefste Kraft verehren.

Alfred Fischer / Um den Ettlingertorplatz.

Durch eine anscheinend halbamtliche Mitteilung¹⁾ betreffend einer Entscheidung über Gestaltung des Ettlingertorplatzes wird ein großer Teil der Karlsruher Fach- und Laienwelt vor eine vollendete Tatsache gestellt, mit der sich viele künstlerische und ideell beteiligte Kreise keineswegs einverstanden erklären können.

Um die Hauptsache vorwegzunehmen, soll am Ettlingertor auf die Ausgestaltung eines Platzes nach künstlerischen und städtebaulichen Rücksichten ganz verzichtet werden zugunsten eines augenblicklichen privaten Bauvorhabens.

Da die Aufrollung der Frage doch ein Problem von weittragender städtebaulicher, kunst- und kulturgeschichtlicher Bedeutung darstellt, mögen hierzu einige Bemerkungen gemacht werden.

In der oben angeführten Notiz lesen wir zunächst:

„dabei fiel ins Gewicht, daß die Herstellung größerer öffentlicher Gebäude am Ettlingertor zurzeit nicht mehr in Frage kommt, wohl aber die Lage des in Frage stehenden Stadtgebietes zwischen Hauptbahnhof und Stadtmitte zwingend auf eine bevorzugte Geschäftslage hinweist.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die wirtschaftliche Not unserer Zeit die Erbauung der seinerzeit vorgesehenen öffentlichen Gebäude auf Jahrzehnte hinaus in Frage gestellt, wenn nicht unmöglich erscheint. Hierdurch braucht sich aber in keiner Weise die städtebauliche und räumliche Idee der Anlage eines Platzes von Grund auf verdrängen zu lassen. Es sind in andern Städten und auch in Karlsruhe Beispiele vorhanden, daß mit Privathäusern, die Wohnzwecken dienen, ebensogut ein in seiner Gesamtwirkung harmonisch einwandfreier Platz bebaut werden kann wie mit monumentalen Gebäuden. Ich erinnere nur an eine der wenigen einheitlichen und vorbildlichen Anlagen der ganzen letzten Jahrzehnte, den Haydnplatz. Auch die nördliche Hälfte des Friedrichsplatzes an der Erprinzenstraße besteht nur aus Wohn- und Geschäftshäusern. Dabei kommt am Ettlingertorplatz noch in Betracht, daß die umliegenden Bauten in ihren Höhenabmessungen so gehalten sind, daß eine auch nur dreistöckige Bebauung mit Wohnhäusern schon genügen würde, die schließenden Platzwände in guter Form zu bilden. Gerade die Betonung, daß es sich um eine bevorzugte Geschäftslage handeln sollte, worüber noch unten einige Bemerkungen zu machen sind, beweist, daß schon im Bewußtsein der maßgebenden Stelle von diesem Standpunkte aus eine Betonung des Punktes in Frage käme. Nun scheint mir dieses Argument der bevorzugten Geschäftslage, auf das sich die Mitteilung stützt, doch nicht sehr beweiskräftig zu sein. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts begegnen wir häufiger der Beobachtung und Bemerkung²⁾, daß die Ausdehnung und Entwicklung der Stadt nach Westen viel rascher und großzügiger im Gange war als nach Osten. Rein äußerlich läßt sich das schon daraus erkennen, daß westlich des Marktplatzes dem Beschauer die Häusertypen aus alter Zeit sehr viel weniger begegnen, als östlich des Marktplatzes. Dazu kam im Westen der kommerzielle Einfluß — besonders in der heutigen Zeit nach Wegfall aller Rücksichten auf das Leben als fürstliche Residenzstadt — den die Hafen- und Industrieanlagen bei Mülburg der Entwicklung der Stadterweiterung weisen werden und schon gewiesen haben. Außerdem hat eine „bevorzugte Geschäftslage“ am Ettlingertor doch nur wenig Hinterland zur Entwicklung und Erweiterung. Die Südstadt kommt nicht in Frage, die Ettlingerstraße ist eben mit Ausnahme des Ettlingertorplatz-Geländes bis zum Bahnhof in festen Händen und überbaut, und jenseits des Bahnhofes dürfte eine Weiterentwicklung vorerst nicht abzusehen sein, ganz abgesehen davon, daß für einen solchen Stadtteil der Bahnhofplatz die weit nähere Geschäftszentrale bildet. Die Wohnquartiere aber westlich des Konzerthauses werden zur Befriedigung ihrer geschäftlichen Interessen vielmehr die Kaiserstraße bevorzugen. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß sich der Schwerpunkt des geschäftlichen Lebens vom Marktplatz nach der Karlstraße verschoben hat. Die Karlstraße wird die große Hauptachse vom Bahnhof nach der Stadt bilden und in ihr sind auch noch alle Vorbedingungen gegeben zur Entwicklung einer Geschäfts- und Verkehrsstraße, daneben steht noch die groß angelegte Bahnhofstraße zur Verfügung. Auch das südwestlich liegende unbebaute Gelände, das in Richtung unserer Industrieentwicklung liegt, weist notwendigerweise auf die Karlstraße als Hauptachse hin im Gegensatz zur Ettlingerstraße. So dürfte der künftige Ettlingertorplatz mehr auf ein Wohnviertel im Rahmen der Kriegstraße hinweisen, da ja auch geschäftlich Kaiserstraße und Marktplatz für großstädtische Verhältnisse sehr nahe liegen. Die Entwicklung der Geschäfte gegenüber

vom alten Bahnhof gibt doch wohl kaum die Berechtigung, am Ettlingertor eine besonders bevorzugte Geschäftslage zu inaugurierten.

Wir lesen des weiteren in der eingangs erwähnten Notiz:

„im Vordergrund standen ferner die Erfordernisse des Verkehrs, während dem Baukünstler die Aufgabe zufiel, das in so großen Linien Gegebene künstlerisch einwandfrei zu gestalten. Die Beratungen ergaben, daß ein Platz am Ettlingertor vom Standpunkt des Künstlers nicht unbedingt erforderlich, der Geschäftslage wenig förderlich, dem Verkehr aber in hohem Maße abträglich sei.“

Ich will zunächst auf den zweiten Teil der obigen Auslassung eingehen. Wir müssen hierzu die Entwicklung der Stadt Karlsruhe etwas näher ins Auge fassen. Die Stadt ist als eines der wenigen Beispiele in Deutschland — im allgemeinen — in ihrer besonderen fächerförmigen Anlage als einziges Beispiel dieser Art gegründet und angelegt worden. Durch ihre ganze Entwicklungsgeschichte bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts geht als Hauptfrage für die junge rasch entstandene Stadt bei ihrem fürstlichen Bauherrn und den überwachenden Baubehörden die Sicherstellung der einheitlichen und großräumigen städtebaulichen Anlage. Immer wieder beobachten wir, wie zugunsten der großen baulichen Idee alle möglichen Erleichterungen und Bauhilfen geschaffen werden, wie man versucht, an Hand verschiedener Modelle dem Ganzen das Gepräge eines einheitlichen Aufses zu geben und so der in der Barockzeit zur höchsten Blüte entfaltenen Städtebaukunst — wenn auch mit einfachen Mitteln — ein Denkmal zu setzen. Dabei war eine zweite Hauptfrage der gedanklichen Intentionen der leitenden Bauherren die, durch fürsorgliche Maßnahmen jede spekulative Preisbewegung des Bodens hinten zu halten und durch eine Art Sperrgesetz der natürlichen, weiträumigen, gesunden und nicht zu hohen Bebauung die Wege zu ebnen. War ja der Grund und Boden ursprünglich Gemeingut. Auch lesen wir in einem alten Bericht (cf. Ehrenberg), daß für Karlsruhe eine weite, luftige Bebauung unter Anlage großer Gärten und Grundflächen geradezu eine Bedingung sei, da die Stadt für ihre Einwohner, die gegenseitig auf sich selbst angewiesen waren, besonders besorgt sein müsse im Gegensatz zu andern alten, reichen und handeltreibenden Städten. Die Bürgerschaft, die in der Hauptsache aus Hofbeamten, Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden bestand, lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen und mußte durch äußere Erleichterungen, die eben in der Benutzung großer Hausgärten für den eigenen Bedarf bestanden, in ihrer Lebenshaltung unterstützt werden. So entstanden die breiten baumbepflanzten Wohnstraßen mit Hausgärten, die Plätze, die öffentlichen Gärten, die heute noch für den Fremden den Eindruck einer Gartenstadt erwecken. Und dieses Erbe hat Weinbrenner übernommen und sorgsam ausgebaut und zu einer großstädtischen Gesamtanlage gewandelt, indem er die Hauptachse der Karl-Friedrichstraße mit dem bürgerlichen Zentrum des Marktplatzes schuf. Diese große Staats- und Repräsentationsstraße reichte eben bis zum Ettlingertor. Das Ettlingertor war somit ein Hauptangelpunkt in der Gesamtanlage der Stadt, eines der Gelenke, in denen die ganze vom Schloß aus ausgehende Fächerform ihre Stützpunkte hat. Bis hierher geht deutlich sichtbar die alte streng rhythmisch angelegte Stadt, hier ist noch heute die klare Cäsur, nach welcher eine ganz neue Entwicklung anhebt.

Und diese Möglichkeit, hier einen Schlußstein zu setzen, der der ganzen Gesamtanlage würdig wäre, wollen wir nun plötzlich vorübergehen lassen?

Wir haben uns längst daran gewöhnt, städtebaulich zu denken, das heißt, die Straßen und Plätze einer Stadt als große Räume zu betrachten, als Korridore, Zimmer und Säle. Nun führt die Ettlingerstraße gleichsam wie aus einem Garten auf das Ettlingertor zu, um von dort die alte noch einheitliche Stadt anzuschließen. So wie man in jedem Hause von der Straße her einen kleinen Vorplatz schafft, ehe man in die Gänge, Zimmer und Säle tritt, so wäre es auch hier notwendig, einen Eingang und Uebergang nach dem repräsentativen Teil der Landeshauptstadt zu schaffen — oder umgekehrt vom Schloß her einen harmonischen, terrassenförmigen Abschluß und Uebergang anzulegen — die Terrasse als Form ihrer Ausbuchtung nach dem Garten zu betrachten. Wir sehen ja, wie Weinbrenner selbst der Vollender einer großen Idee hundert Jahre nach Gründung der Stadt wurde.³⁾ Und weitere hundert Jahre darauf sollten wir nicht mehr in der Lage sein,

¹⁾ Verall. Weinbrenner-Anlage des jetzigen Ettlingertorplatzes bei Waldenair: Weinbrenner und seine Zeit, bew. von demselben Verfasser in der Pyramide, Juli 1913.

²⁾ Mitteilung „Karlsruher Tagbl.“ vom 22. Mai 1921, bezal. 25. Mai.

³⁾ Ehrenberg, Baugeschichte von Karlsruhe 1908 (Diss.).

diesen Gedanken zu Ende zu denken? Diese Idee verlangt nun, wie ja der bedeutendste Karlsruher Städtebauer schon gezeigt hat und wie aus den oben erwähnten Ueberlegungen hervorgeht, unbedingt eine zentrale Platzanlage.

Welche Gründe sollen nun plötzlich weiterhin dagegen sprechen?

„Im Vorbergrunde der Ueberlegungen standen in erster Linie die Erfordernisse des Verkehrs, während dem Bauleistler die Aufgabe zuziel, das so in großen Linien Gegebene künstlerisch einwandfrei zu gestalten.“

Ich will nun hier, ehe ich auf die Beurteilung der Verkehrsfrage eingehe, einen anderen Erweiterungsplan dazwischenschalten, der von einem Ingenieur und weit über seine Zeit hinauswirkenden Verkehrstechniker stammt, dem auch die großen städtebaulichen und städteräumlichen Ideen in großzügiger Weise zu eigen waren. Es ist ein Plan des Ingenieurs und Obersten Tulla vom Jahre 1806.¹⁾ Die Erweiterung umfaßt das Stadtgebiet vom Ettlingertor bis zum jetzigen Hauptbahnhof bei Weiherthum.

Stadtverbreiterungsplan von Tulla ca. 1806



Erläuterungen:

Am Ettlingertor befindet sich ein zentraler quergelegter Platz P. K-K Kaufhäuser mit Arkaden, womit auch der ganze Platz umzogen ist. Um die Platzmitte ist ein Kreis geschlagen von dem Rundplatz R1 (etwa heutige Kreuzung Krien- und Lessingstraße) über R2 (etwa heutiger Bahnhofplatz östliches Ende) nach R3 bei der Gottesauer Kaserne. Hauptachsen sind die Verbindungen P-R3 als Fortsetzung der Karl-Friedrichstraße (heutige Ettlingerstraße) R1-R2 (etwa dem Strahlenzug Jollystraße-Kurvenstraße-Neue Bahnhofstraße entsprechend, der sich heute schon als starker Verkehrswee entwickelt hat) u. R2-R3. In der Querachse liegt eine breite Allee Z, die bis zu den beiden Rundplätzen T u. N als Zirkus und stadionartiger Festplatz Verwendung finden kann, „zu Wettrennen und anderem Spiel bestimmt“. T wird als Platz für ein offenes Amphitheater „für Reiter, Sittländer usw.“ bezeichnet. N als Naumachia, d. h. Sportplatz für Wasserfeste, da hier der über den Hauptplatz P geführte Schiffahrtskanal vorbeizieht. A ist die Mhamauer. Die beiden Kreissegmente sind Grünstreifen in durchaus modern städtebaulichem Sinne. Bei B etwa der jetzige Bahnhof. W-W sind Wohnquartiere. Deutlich ist in der Straßenbreite zwischen Wohn- und Verkehrsstraße unterschieden.

Wir lassen den Plan mit seinen Erläuterungen für sich selbst sprechen als Zeugnis, in welcher Weise ein damaliger Fachmann in einer doch auch sehr ärmlichen und wirtschaftlich gedrückten Zeit dachte. Dabei möchte ich nur noch bemerken, daß die von Tulla vorgesehenen Spiel- und Sportplätze einer Forderung unserer Zeit sehr nahe kommen, nur daß Tulla diese Forderungen in einem großen Ganzen zusammenfaßte zur Erreichung einer einheitlichen Anlage. Ob die ja jetzt schon in allen Gegenden Karlsruhes auftauchenden Erweiterungsprojekte, sportliche Anlagen und Siedlungsmöglichkeiten, die ja auch als realisierbar erscheinen, ökonomisch leichter ausführbar sind als eine zusammengefaßte Idee, gleichviel an welcher Stelle, erscheint doch zweifelhaft.²⁾

Nun dachte mir, bei zielbewußtem Willen könnte am Ettlingertor eine der Altstadt würdige Platzanlage in absehbarer Zeit geschaffen werden, denn wenn die Mitteilung erwähnt, daß „die entstehenden großen Baublöcke auch bei der heutigen Wirtschaftslage leicht zugänglich sind“, so gilt das doch entschleiden in gleicher Weise für einen Platz. Wenn die Erfordernisse des Verkehrs³⁾ einen Platz plötzlich ablehnen,

¹⁾ (nach Ehrenberg.)

²⁾ Als einziger schöpferischer städtebaulicher Gedanke der Gegenwart kommt der Vorschlag der Technischen Hochschule in Betracht: A. Sadur, Karlsruhe Ost und die Technische Hochschule.

³⁾ Siehe Verweisung auf Mitteilung: „Wenn die Erfordernisse des Verkehrs“ usw. . . . oben.

so erscheint das nicht verständlich. Tulla sieht (siehe neben) einen quergelegten Platz vor und erwartet schon durch seine Kanalanlage einen erhöhten Verkehr. Dabei kann bei der Größe der Platzanlage der Einwand nicht erhoben werden, daß es sich nur um eine Ausbuchtung für den Hafen handelt, sondern wir sehen eine bewußte arkadengeschmückte Platzanlage als Beatonung des Ettlingertors. Daß der Wagenverkehr jetzt — wie auch bei Weinbrenners halbkreisförmigem Entwurf — seit damaliger Zeit ein größerer geworden ist, kann nicht als sicher gelten, da erstens die inzwischen um die Stadt herumgeführte Eisenbahn einen großen Teil des Güterverkehrs aufgenommen hat und zweitens die Ettlingerstraße sehr viel entlastet ist durch die Karl-, Ritter- und Jollystraße, während der Verkehr auf der Krienstraße, die wie ja ihr Name sagt, für die Kaiserstraße der Entlastungsweg für alle durchziehenden Heeres- und Truppentransporte war, auch keine wesentliche Erhöhung gegen damals aufweisen wird. Die Weiherthumer Allee ist eine verkehrsarme Straße. Bleiben noch in der Hauptsache die Bedürfnisse der Straßenbahn und Lokalbahn. Wenngleich schon die Ergebnisse und Erörterungen bei und nach dem Wettbewerb 1913 gezeigt haben, daß auch bei einer Platzanlage die Ein- und Durchführung der Straßen- und Lokalbahn durchaus einwandfrei zu lösen ist⁴⁾, so dürfte die Rücksicht auf eine Lokalbahn, deren Existenz — wie die Bahnführungen dieser Art immer beweisen — keine so sehr langfristige an dieser Stelle erscheint, nicht den letzten Ausschlag geben zur Unterdrückung eines großen und längst als richtig erkannten städtebaulichen Abschlußgedankens. Eine Schienenstrecke von wenigen hundert Meter läßt sich doch viel leichter verlegen, als ein einmal bebauter Platz korrigieren.

Nun könnten schließlich noch ökonomische Rücksichten für die Bauplatzverwertung eine Rolle spielen. Da aber gerade hier die Verhältnisse ganz besonders günstig liegen insoweit, als das ganze in Frage kommende Gelände in fiskalischem Besitz ist, und nicht erst aus Privathand erworben werden müßte, so kann und darf die finanzielle Platzfrage keine Rolle spielen. Es wäre denn gerade eine Umdrehung der Verhältnisse in einer Zeit, da die assoziativen und bodenreformlichen Bestrebungen mehr und mehr an Bedeutung gewinnen. Wenn an vielen anderen Stellen (Hardwald, Fasanengarten usw.) mit großen Kosten fiskalisches Gelände allgemeinen Zwecken dienstbar gemacht wird, so dürften an einer schon baufähigen Stelle in viel erhöhterem Maße solche allgemeinen kulturellen Rücksichten mißsprechen.

Wenn die Mitteilungen zum Schluß sagen, daß der neue Entwurf sich eng an das Projekt des Finanzministeriums anschließt, so kann diese Bemerkung das Gefühl nicht unterdrücken, daß jene erwähnten finanziellen fiskalischen Gründe bei der Errichtung des großen Häuserblocks mißspielen sollen. Wenn endlich gesagt wird, daß der neue Entwurf in seiner Grundidee mit früheren Entwürfen Karlsruher Architekten übereinstimme, so muß doch hierzu bemerkt werden, daß diese sogenannten früheren Entwürfe nie aussichtsreich in die Öffentlichkeit getreten sind, daß vielmehr die preisgekrönten Wettbewerbsprojekte, der Vorentwurf von Prof. Moser sowie der Vorschlag des städtischen Hochbauamtes in richtiger Würdigung der Sachlage als einzige Möglichkeit die Notwendigkeit eines Platzes zur Grundlage hatten.

Ob Rundplatz, ob Rechteckplatz, steht hier nicht zur Diskussion, nur die Generalfrage: Platz oder kein Platz.

Und da dürfte die früher in erdrückender Mehrheit zutage getretene Auffassung einer notwendigen Platzanlage aus künstlerischen, städtebaulichen und verkehrstechnischen Interessen immer noch gültig sein. Sollten sich aber die maßgebenden Stellen auf Grund der veränderten Zeitverhältnisse über diese Frage nicht mehr verantwortungsgemäß klar sein, so ist die Erörterung überragend wichtig genug, um die besten Kräfte in einem neuen Wettbewerb zur Klärung der Frage heranzuziehen.

Wenthalben in Deutschland wird die für das Bauwesen arbeitsarme Zeit genügt, um große städtische Generalbebauungspläne aufzustellen mit Richtlinien, die für Jahrzehnte, vielleicht für ein Jahrhundert gelten, in der sicheren Erwartung, daß die kommenden Generationen in Würdigung des großen einheitlichen Gedankens diese Richtlinien befolgen. Sollten wir uns in Karlsruhe selbst desavouieren und die Gedanken Weinbrenners und Tullas aus kleinlichen Gründen beiseite schieben?

⁴⁾ Hans Schmidt, „Pyramide“ und „Landeszeitg.“, April-Juli 1913, besagl. „Südd. Monatshefte“.

N. v. Dechelhauser / Zur Ettlingertor-Frage.

N. E. Brindmanns „Deutsche Städtebaukunst in der Vergangenheit“ ist soeben in zweiter erweiterter Auflage erschienen. Das vortreffliche Buch, in dem der Verfasser aus eingehenden Studien alter Stadtpläne in feinstufiger Weise allgemeine Formgesetze für das baukünstlerische Verhalten im Städtebau der Gegenwart abgeleitet hat, bedarf keiner erneuerten Empfehlung. Wir möchten heute nur im Hinblick auf die viel umstrittene Ettlingertor-Frage eine Stelle aus der Vorrede herausgreifen, die besondere Beachtung verdient. Sie lautet:

„Wir stehen vor einer Zeit der tiefsten Einsicht. Der hoffnungsvollen Entwicklung, die kurz vor dem Kriege bei uns eingeleitet hatte, ist plötzlich Halt geboten. Es könnte scheinen, als müßten wir zufrieden sein, die drängenden Forderungen der Wohnungsnot mit den allereinfachsten Mitteln zu befriedigen. Aber gerade da bietet ja die historische Städtebaukunst Deutschlands ermutigende Beispiele. Denn mit einfachsten Mitteln, oft in drückender finanzieller Not, sind hier Anlagen entstanden, die beweisen, daß materieller Reichtum und künstlerische Besonnenheit unabhängig von einander sind.“

Möchten sich dies diejenigen gesagt sein lassen, die den jetzigen Wohnungs- und Geldnöten die weitere künstlerische Entwicklung unseres Stadtbildes zum Opfer zu bringen geneigt sind! Ueber das Schmidt'sche Projekt schreibt Brindmann am Schlusse des Kapitels über den Rhythmus des Raumes:

„Dem Gedächtnis eines im Kriege gefallenen, hochbegabten jüngeren Architekten mag es zugestanden werden, wenn das letzte Beispiel dieses Kapitels bis in unsere Zeit hinaufgreift. Historisch ist auch dieser Entwurf, denn die Mittel werden auf lange Zeit hinaus fehlen, derartige Entwürfe zu verwirklichen. Doch ließe sich wohl denken, den Gedanken der rhythmischen Raumentwicklung in schlichteren Formen beizubehalten, ist auch für Karlsruhe die Gelegenheit dazu endgültig (?) verpaßt. Hier gestaltete zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Weinbrenner die beherrschende rhythmisch gegliederte Achse der Stadt. Als Abschluß der ganzen Raumfolge sah er das Halbbrunn am Ettlinger Tor vor, dort, wo die alte Stadt in die landschaftliche Umgebung hinausküßte. Die Stadt ist längst über diese Grenzen hinauszgewachsen, und so konnte Hans Schmidt mit Recht die Anlage eines bedeutenden Architekturplatzes fordern, der als Abschluß der vom Schloß ausstrahlenden Achse zu gelten hat. Mit Besonnenheit und tiefem künstlerischen Gefühl sind in Relation und Rhythmus die stets gültigen Gesetze deutscher Städtebaukunst in der Vergangenheit beachtet, neu geformt von einem Architekten unserer Zeit, befeindet und schließlich zum Scheitern gebracht von anderen Architekten unserer Zeit — nomina sunt odiosa —, deren Einwirkung das heutige Ergebnis wirkungslos verzeitteter Monumentalbauten zu danken ist.“

Das letzte Wort in der Ettlingertor-Frage ist hoffentlich noch nicht gesprochen.

D. Heilig / Ueber die Alt-Karlsruher Sage vom Rahmenstuhl.

(Vergl. „Pyramide“ Nr. 24 vom 12. Juni 1921.)

Der Aufsatz von Prof. Heinrich Schmidt „Sagen aus Alt-Karlsruhe“ erzählt u. a. die merkwürdige Geschichte eines Mannes namens Rahmenstuhl. Der Sagentypus, dem sie angehört, die Ruffahrt mit dem wilden Heer — hier mit einer gespenstlichen Reisegesellschaft in einer Kutsche — ist jedem bekannt, der sich die deutschen Volksagen näher angesehen hat. Gerade in nächster Nähe von Karlsruhe sind zwei solcher Spielarten der Sage vom Wilden Heer zu Hause, in Ubstadt bei Bruchsal und in Wöflingen. (Vgl. dazu H. Schnecklers „Badisches Sagenbuch“ 1846).

Die Ubstädter Sage lautet: Abends 7 Uhr kommt eine Frau von Heibelsheim aus auf der Landstraße zwischen Ubstadt und Bruchsal am dortigen Galgen vorbei. Da hört sie von hinten eine Kutsche herankommen. Der darin sitzende Mann läßt sie ein, einzusteigen. Nach einigem Zögern tut sie es. Der Schlag der Türe geht hierauf von selbst wieder zu. Der in der Kutsche Sitzende spricht kein Wort. Da gewahrt die Frau, daß er Hochfüße hat (daß er also der Teufel ist). Sie versucht vergebens die Kutschentür zu öffnen, um herauszuspringen. Da zieht sie in ihrer Angst ein Gebetbüchlein aus der Tasche und betet in einem fort, bis man nach Untergrombach in die Nähe eines Kapellchens gekommen ist. Jetzt öffnet sich der Schlag von selbst; die Frau springt heraus; unter fürchterlichem Krachen verschwindet die Kutsche mit Mann und Rosß.

Die Sage von Wöflingen lautet: Vor etlichen 40 Jahren kommt ein Schneider, der nachts vom Traishof mit seinem Lehrlingen heimgeht, zu einer Kutsche. In ihr sitzt ein Mann. Neben der Kutsche schreiet ein Mann in grünem Rod (= Teufel) einher. Dieser läßt die beiden Wanderer ein, einzusteigen. Der Schneider befolgt die Einladung. Beim Einstieg ist der Grünrod ihm behilflich und steigt nachher selbst ein. Da erhebt sich plötzlich der Wagen in die Luft und fährt schnell wie der Wind über Berg und Tal, so daß den Schneider die Besinnung verläßt. Als er wieder zu sich kommt, ist es Morgens. Er liegt allein am öden Meeresufer, wo ein Schiff anhält. Er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Schiffer bittet, ihn mitzunehmen. Man segelt nach Ostindien. Dort bleibt der Schneider 20 Jahre lang. Später kehrt er nach Wöflingen zurück, wo man ihn längst für tot gehalten. Es erhebt sich nun die Frage: Wie ist unsere Alt-Karlsruher Sage entstanden? Da scheint es mir zwei Möglichkeiten zu geben. Entweder ist sie das Ergebnis eines wirklichen Erlebnisses und zugleich abergläubischer Vorstellungen, die aus anderen Teufelskutschensagen — vielleicht gerade aus der Wöflinger Version — herübergenommen sind. Rahmenstuhl will offenbar, gestützt auf sie, die für ihn bestehende Tatsache, trotz Aufstiegs auf eine Kutsche in Anwesenheit seiner Freunde und trotz der nach Karlsruhe unternommenen Fahrt schließlich allein, mehr tot als lebendig, auf dem Luderwagen zu Durlach gelandet zu sein, sich erklären. Er glaubt jedenfalls nicht an seinen Absturz vom Wagen; deshalb erwähnt er ihn in seinem Bericht auch nicht. Er ist offenbar überzeugt, nach dem Aufstieg auf die Kutsche, die eben keine

gewöhnliche, sondern eine Teufelskutsche gewesen sein muß, das Opfer des wilden Heeres, das er geschaut hat, geworden zu sein. Wie er aus andern Sagen Erzählungen weiß, muß dann der Unglückliche mit der Kutsche in die Lüfte fliegen und wird später an einem anderen Orte, nahezu zu Tode gemartert, wieder abgesetzt, wie es bei ihm der Fall war.

Die andere Möglichkeit ist die: Der Bericht Rahmenstuhls stellt von Anfang bis zum Ende ein wirkliches Erlebnis, also tatsächlich Gesehenes und Geschehenes dar. Dann müßte allerdings angenommen werden, daß er im einzelnen Räden aufweist. Wir haben es hier offenbar mit dem Rausch eines Gewohnheitsstrickers oder mit dem oft darauf beruhenden Delirium alkoholicum zu tun, wobei sich, wie man in jedem Werk über Heilkunde lesen kann, allerlei Halluzinationen einstellen. So werden z. B. in solchen Rauschzuständen Horben von Indianern, Schutzleute, Nachtwächter, schwarze Männer, Fräulein, Feuererscheinungen, eindringende Wälder geschaut, oder es wird rauschende Musik, ein Knall und dergl. gehört. (Vgl. dazu Eulenburgs „Realencyklopädie der Heilkunde“ unter Delirium.) — Soviel ist gewiß, daß in unserer Erzählung der Alkohol eine große Rolle spielt. Der Bericht, dem wir in (—) die nötigen Ergänzungen bezw. Erklärungen beifügen, lautet: Rahmenstuhl hatte die Gewohnheit, bei gutem Wetter am Feierabend mit seinen Freunden nach Durlach zu wandern und dort im Gasthaus zur „Blume“ ein Glas Wein zu trinken. Manchmal auch mehr. So war es einmal recht spät geworden und Mitternacht war vorbei, als die Freunde die Pappelallee heimwärts nach der Reßbenz schritten. Der Wein war ihnen in die Füße gefahren. Da hören sie Pferdegetrappel. Von Durlach her nähert sich eine Kutsche, mit zwei Rappen bespannt. Rahmenstuhl springt auf (offenbar aufs Kofferbrett hinten am Wagen) und hält sich fest. (Infolge des raschenfahrens auf dem offenbar vor etwa 100 Jahren, wo die Geschichte geschehen sein mag, noch sehr holperigen Wege stellt sich nun bei unserem Beschreiber ein schwerer Schwindelanfall (Flugtraum?) ein.) Das Fuhrwerk erhebt sich (für ihn gleichsam) in die Lüfte. (Charakteristische Gesichtshalluzinationen stellen sich nunmehr ein): Seine Augen sind festgebannt auf die kleine Scheibe an der Rückwand der Kutsche. Er sieht vier Teufel (vgl. die schwarzen Männchen des Deliriumzustandes) drin sitzen; zwei starren ihn mit glühenden (!) Augen an. Vor Schrecken will ihm das Herz still stehen. (Er erschrickt also vor seinen eigenen halluzinierten Objekten.) Aber loslassen kann er nicht. (Eine neue Halluzination setzt jetzt ein): Der Wagen senkt sich auf einen freien Platz (herab). (Rahmenstuhl ist offenbar abgestürzt und taumelt jetzt weiter. Im Rauschzustand schlägt er aber eine verkehrte Richtung ein, wohl nicht auf der Pappelallee selbst, sonst wären seine Freunde ja mit ihm zusammengetroffen. Er landet schließlich auf Umwegen auf dem Durlacher Luderwagen.) Der Arme hat noch so viel Kraft, sich hinter eine Weide zu schleppen. (Dort bleibt er bewußtlos liegen. Einen Augenblick zum Bewußtsein gelangt, sieht er Knochen

und Hufe umherliegen. Es ist ja der Luderwasen (= Abdeckerstelle), wo er sich befindet, vielleicht auch der Ort, wo die Mehger Hufe und Knochen abladen. Der Anblick der Knochen bezw. das Bewußtsein an der unheimlichen Abdeckerstelle zu sein, erzeugt durch Ideenassoziation vielleicht den Begriff „Kirchhof“; dieses Bild führt zu Tod, Hölle und schließlich wieder zu Teufel, den er ja eben erst gesehen hat.) Was jetzt vorgeht, muß er sehen, er mag wollen oder nicht. (Neue Visionen sehen ein): Von allen Seiten kommen Kutschen mit Teufeln durch die Lüfte. Aus den Schädeln essen sie und trinken aus den Hufen flammenden (!) Wein und tanzen. Diese neue Halluzination hängt vielleicht mit der Erinnerung an sein eigenes Schwelgen in Durlach zusammen.) Da schlägt es auf der Durlacher Kirchturmuhr 1 Uhr. Am anderen Morgen wird er auf dem Luderwasen von Durlach gefunden, ins Spital gebracht, wo er in schwerem Fieber darniederliegt und am dritten Tage (vielleicht infolge einer inneren Verletzung, die er sich durch seinen Fall zugezogen) stirbt, nachdem er vor seinem Tode noch einmal zu sich gekommen ist und sein Erlebnis genau erzählt hat (das dann von seiner Umgebung aufgenommen und zur Sage geworden ist.)

Nicht nur unsere Alt-Karlsruher Sage läßt sich so als ein Erlebnis auffassen; auch oben mitgeteilte Wöffinger. Es handelt sich dort offenbar um die Reise eines Epileptikers im Dämmerzustand, wie dies neuerdings der Göttinger

Privatdozent F. Ranke, einer unserer hervorragendsten Sagenforscher- und -Deuter, an einer ähnlichen Sage, die ein Luftfahrterlebnis bietet, mit großem Geschick an der Hand der medizinischen Lehrbücher von Kraepelin und Binswanger nachgewiesen hat (vgl. dazu Bayerische Feste für Volkstunde, 1914, 1).

Was ergibt sich aber aus dieser Erkenntnis? Das Sagenmotiv vom wilden Heer bezw. von der Teufelskutsche ist wohl anders aufzufassen, als es bisher geschehen ist. Es dürfte hier wohl kein Ueberbleibsel aus dem Erzählungsstadium des germanischen Heidentums vorliegen, wie etwa Grimm und vor allem Simrod das wollten. Noch weniger dürften diese Sagen aus jener noch viel älteren Periode primitivsten Denkens, vor allen Göttervorstellungen, stammen, und etwa in naive vermenschtlicher Auffassung am Himmel beobachtete Ereignisse wiedergeben, wie z. B. die Spiele der Wetterwolken, noch auch die regelmäßigen Bewegungen von Sonne, Mond und Morgenstern, die nach neuer Lehre die Quelle fast aller europäischen und außereuropäischen Märchen und Sagen bilden sollen. Die Sagen von der Luftfahrt mit dem wilden Heer scheinen überhaupt nicht alt, sondern zu der Zeit und in der Gegend selber entstanden zu sein, in der sie erzählt und aufgezeichnet wurden. Sie sind wohl jeweils aus dem gleichen, aber jedesmal neu sich ereignenden Erlebnis frisch herausgewachsen (vgl. Ranke a. a. D., S. 48).

Toni Rothmund / Der König von Schilda. Märchen.

Die Schildbürger wollten gerne einen König haben, denn es waren ihrer schließlich so viele geworden, daß der Bürgermeister allein sie nicht mehr regieren konnte. Nun sollte es aber unter allen weisen Männern der allerweiseste sein, denn klug waren sie alle sehr und keiner wollte sich einem unterordnen, der nicht noch klüger war, als er selber. Sie hielten nun einen großen Rat und beschloffen, derjenige solle König von Schilda sein, der aus dem Brunnen der Weisheit tränke und noch für die Herren der Obrigkeit eine Flasche von dem heiligen Wasser mitbrächte. Dann sollte er zum Lohn außer der Krone das adlig Fräulein Kunigund zur Frau bekommen, die hatte ein Schloß und drei Kisten voll Gold. So hatten sie es ausgemacht, und das adlig Fräulein Kunigund war auch damit einverstanden.

Das war nun eine sehr schwierige Aufgabe, denn kein Mensch wußte, wo der Brunnen der Weisheit sprudelte, und wie man sein Wasser schöpfen könne. Lange wollte niemand das Wagnis unternehmen. Zuletzt meldeten sich zwei junge Gesellen, die Lust zu dem Abenteuer hatten. Der eine hieß Heinrich, der hatte schon in der Schule immer lauter Einsen im Zeugnis gehabt. Der andere war ein sehr geschickter Nichtstuer, ein ganz bedeutender Faulpelz. Seinen Namen weiß ich nicht, und wenn ich ihn wüßte, dürfte ich ihn nicht nennen, ich sage später warum.

Beide bekamen vom Magistrat eine Feldflasche mit auf den Weg und dann zogen sie ab.

Überall und überall fragten sie nun nach dem Brunnen der Weisheit und manch einer gab ihnen Bescheid. Wenn sie aber von dem Wasser getrunken hatten, waren sie ebenso gescheit wie vorher und merkten, daß sie betrogen worden waren und daß in dem bezeichneten Brunnen ganz gewöhnliches Grundwasser gewesen war, oft mit einem etwas erdigen Geschmack.

Einmal aber kamen sie auf eine blühende Ginsterhalde, die duftete nach Brombeeren und Wachholder, und die Sonne schien auf die Ginsterblüten, daß die ganze Halde ausah wie ein goldenes Meer. Da und dort weideten Kühe und mitten darin sah ein barsüßig Hirtenkind, das auf einer Flöte aus Weidenholz blies.

„Die wollen wir fragen,“ schlug der ohne Namen vor. Heinrich meinte zwar, das hätte keinen Zweck, denn die wüßte es doch nun und nimmermehr. Aber als der Faulpelz trotzdem hinging und fragte, zottelte er auch mit und hörte zu, was die Hirtin sagte. Denn die wußte, wo der Brunnen der Weisheit war.

„Zuerst müßt ihr durch sieben Sümpfe waten,“ sagte das Hirtenkind. „Gebt aber ja acht, daß ihr nicht den schmalen Fußpfad verliert, der über die Sümpfe führt, sonst geratet ihr in die Binsen und müßt ertrinken. Und dann kommt ihr in den Allerwälderwald. In dem liegen zwei Brunnen, der eine davon ist der richtige. Aber welcher der wahre und welcher der falsche Brunnen ist, das müßt ihr selber herauskriegen.“

Mehr sagte sie nicht und gab auf keinerlei Fragen mehr Antwort. Ruhig sah sie da in dem goldenen Meer und blies auf ihrer Flöte. Nur ihre Augen blinkerten lustig, so als ob sie sagen wollte, „ich weiß noch viel, was ihr nicht wißt.“

Die beiden Gutgesellen aber machten sich auf und durchwaten die sieben Sümpfe und gaben acht, daß sie den schmalen Fußpfad nicht verloren, damit sie nicht in die Binsen gerieten. Und dann drangen sie durch den Allerwälderwald. Zuletzt blieben sie vor einem Wegkreuz stehen und schauten ratlos nach links und rechts. Am Ende jeden Weges lag ein Brunnen. Welcher war nun der rechte? Schließlich beschloffen sie, sich zu trennen, der Faulpelz ging links, der Heinrich rechts. Am Wegkreuz aber wollten sie sich dann wieder treffen und jeder gelobte, nur aus dem einmal von ihm gewählten Brunnen zu schöpfen, da doch nur einer König von Schilda sein könnte. Der linke Weg war beschwerlich, steinig und mit Dornen bewachsen. Ganz am Ende lag der Brunnen. Aber o weh! Er war tief und dunkel und kein Eimer hing darüber. Da zog der Gesell seine Kleider aus, schnitt sie in schmale Streifen und verknötete diese miteinander. So gewann er ein langes, haltbares Seil, an das band er die Feldflasche und ließ sie hinunter. Wie sie sich unten vollgeirunken hatte, zog er sie wieder herauf. Aber gerade wie er sich über den Baumrand beugte, um die Flasche zu ergreifen, da glitt sie ihm aus den Händen und fiel in die Tiefe. Unten zerschellte sie an den Steinen, er konnte das Klirren hören. Von dem Wasser waren ihm nur einige Tropfen auf die Hand gespritzt, die letzte er mit der Zunge auf. Da überkam ihn eine so brennende Sehnsucht und ein so quälender Durst nach dem Wasser, daß er seine arme Seele Gott befohl und sich selbst in die grüne, schweigende Tiefe hinunterließ. Drunten trank er so viel von dem Wasser, bis sein Durst gestillt war und dann tauchte er seinen Leib noch ganz in die eisnadeltaste Flut. Dann zog er sich mit vieler Mühe wieder hinauf und kletterte über den Brunnenrand auf den Erdboden. Kleider hatte er nun nicht mehr, aber dafür hatte er von dem rechten Wasser getrunken, denn die Augen waren ihm aufgetan und er konnte alle Torheit der Welt und alle Tiefen des Lebens erkennen. Und vergnüglich trottete er fürbaf.

Am Kreuzwege wartete sein Freund schon eine geraume Weile auf ihn. Er hatte ganz trockene Kleider an und eine gefüllte Feldflasche, die er schon von Weitem schwenkte. „Ich habe jedenfalls das richtige Wasser,“ fing er an zu erzählen. „Der Weg war recht hübsch, auf beiden Seiten standen Pappeln, und der Boden war schön gerechelt. Auf der einen Seite der Pappelallee floß ein munteres leichtes Bächlein, und am Rand wuchsen Gänseblümchen und Zittergras. Zuletzt kam ich an den Brunnen. Aus ihm fließt eben das Bächlein, er ist wunderhübsch gefaßt mit Marmorstein und eine bequeme Treppe führt ans Wasser hinunter. Da hing auch ein Becher, aus dem trank ich und füllte dann noch meine Flasche. Es ist unbedingt das rechte Wasser, wenn es auch einen etwas faden Geschmack hat. Ich werde wohl die Braut und die Krone bekommen, denn du bist ja in einem kläglichen Zustand!“

Während dieser großen, langen Rede machte der andere seine Augen immer weiter auf und schließlich rief er: „O du Un-

glücklicher! Was hast du gemacht! Du hast aus dem falschen Brunnen geschöpft, du hast Pappelwasser getrunken!"

Domit wandte er sich und rannte so schnell er konnte, der Stadt zu, um zu verhüten, daß der Heinrich die ganze Stadt vergiftete.

Aber weil er gar keine Kleider an hatte, wurde er gleich vom Nachtwächter verhaftet und abgeführt. Während er nun gebadet und geschoren und mit sauberen Sträflingskleidern versehen wurde, kam der Heinrich an, erzählte seine Erlebnisse und verteilte sein Wasser. Jeder vom Rat bekam nur einen Fingerhut voll davon, aber es langte, sie fingen gleich ein fürchtbares Gepappel an. Weil aber Heinrich am meisten von dem Pappelwasser getrunken hatte, wurde er auch Meister über alle und einstimmig zum König gewählt. Nun bekam er auch das adlig Fräulein Kunigund mit dem Schloß und den drei Kisten voll Gold.

Das erste, was der neue König tat, war, daß er den Gefangenen bgnadigte und befahl, ihn laufen zu lassen. Aber weil

jener ein Vergernis gegeben hatte, so wurde sein Name aus Schilda gestrichen und nun wißt ihr auch, warum ich ihn nicht nennen durfte, selbst wenn ich ihn gewußt hätte.

Grollend und finster zog der Gedemütigte aus der Stadt, verfolgt von der höhnnenden Gassenjugend.

Vor dem Stadttor aber stand das Hirtenkind, das den beiden nachgelaufen war, um zu sehen, wie die Geschichte ausgehen würde. Das schenkte dem Namenlosen einen Feldblumenstrauß.

„Verloren?“ fragte es und lachte ihn an. Er sah aber, daß ihre Augen so tief waren, wie der Brunnen, aus dem er geschöpft hatte. „Schlänglein!“ rief er. „So hast du es vorher gewußt! Zur Strafe will ich deinen Lachemund küssen!“ Das tat er auch, und als er kaum ihre Lippen berührt hatte, konnte er so hell und laut lachen, daß es über die Wiesen klang.

Das Hirtenkind aber sah ihn aus seinen brunnentiefen Augen an und sagte: „Wußtest du denn nicht, daß, wer vom rechten Wasser getrunken hatte, nicht König von Schilda sein kann?“

Peter Scher / Sommerpiel.

Die junge Gutsherrin Lene hatte sich schon lange mit dem Gedanken beschäftigt, ihren und ihres Bruders Freunden auf Rindleben ein Fest zu geben, von dem sie sich für alle Beteiligten ein freundliches Aufatmen nach dem unendlichen Druck der letzten Jahre versprach. Ihr Bruder Fritz hatte ihren Plan mit Begeisterung gutgeheißen und dem Unternehmen erst eigentlich Rückgrat gegeben, indem er die Idee dahin vertiefte, daß es eine Art „Charakterfest“ werden müsse, zu dem jeder — nicht das Kostüm, sondern weit lustiger den Charakter einer bedeutsamen Figur aus dem Zeitalter der Behaglichkeit anzuziehen habe, über welchen Einfall sich Lene aufs Neueste entzückte.

Sie bewog den Bruder, die gleichzeitige Beurlaubung der nur irgendwie abkömmlichen Freunde zu einem gewissen Zeitpunkt mit allen Mitteln zu betreiben und sorgte ihrerseits durch schmeichelnde Bearbeitung der ohnehin recht verständigen alten Dame und durch behutsam geheime Ansammlung der benötigten Vorräte für alle Vorbedingungen zum Feste.

So war nun alles in Erwartung bereit, und richtig langten auch zur vorgenommenen Zeit die Ankunftsmedungen Fritzens und der Freunde ein.

Der Himmel bezeugte dem freundlichen Unternehmen seine Gunst in reichlichem Maße. Felder, Wiesen und Wälder um Rindleben strotzten vom grünen Glück verheißender Fruchtbarkeit. Kostloses Reisen am Tag in unterbrochenem Wechsel köstlich warmer Süße in den Nächten bereitete die Gemüter des jungen Fräuleins von Rindleben und der alten Dame gleichermaßen zu dankbarem Frohsinn und ließ sie die Gäste mit Ungeduld erwarten.

Fritz war schon zwei Tage vor Anbruch des Festes eingetroffen und hatte dadurch die Stimmung der alten Dame bis zum Jubilieren festlich erhöht. Er tobte durch Haus und Garten, hatte immer noch etwas anzuordnen, zu telegraphieren und geheimnisvoll zu tun. Ebenso die junge Herrin Lene, die mit glänzenden Augen und hochroten Backen alle ihre zusammengetragenen Kostborkeiten überprüfen mußte, immer wieder durch ängstliche Fragen der alten Dame irritiert und bis zum letzten Augenblick in beständiger Angst, daß ihr Vorhaben zu früh bekannt werden könnte.

Aber alles ging glücklich von statten; die Gäste trafen ein; vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne, daß das Landhaus wie ein Kalkfleck aus seiner grünen Umgebung flammte; Gelächter vermischte sich mit dem hell hinschmetternden Gesang der Vögel, und alles ergab eine märchenhaft unwirkliche Stimmung von Glück und harmloser Freude.

„Drei Tage,“ rief ein junger Student und Jäger im Tone ungläubigen Staunen aus, und als Lene mit herzlichem Blick bestätigend „Ein dreifacher Tag“ sagte, sprang er mit einem Raubvogelschrei in die Höhe, überschlug sich in der Luft und stand auf beiden Beinen da, alle mit glücklichem Jungenblick umfassend, doppelnd und stattlich, ein junger Hund, der er war.

Päng! ging auf einmal der Gongschlag auf der Veranda los, und Fritz rief ungeduldig: „Ran an die Bowle!“

Der Baron führte Lene.

Die alte Dame schien, am Arm des Sohnes, vor Glück zu schweben.

Der Künstler Meyer tänzelte neben Lenes Freundin Hella, die unbekümmert blond die Welt durch ein goldenes Vornnon befah.

Die Tochter des Landrats ging mit dem schlanken Dichter, der unter der Last seiner hohen Kultur etwas gebeugt, aber sonst ganz menschlich nahe einherging. Andere folgten.

Auf der Terrasse klangen die Gläser. Man lehnte in Korbstühlen, trank ein Glas mit seinem Gegenüber und gleich noch eins mit allen im Kreise; hatte beide Arme bequem aufgelegt; umfaßte mit liebevollem Blick die Rotdorn- und Magnoliengruppen im Vordergrund, die Buchen und Linden in der Gartentiefe. Seitwärts auf einem Rasenrondell unter einem Goldregenbaum lauschte mit zierlich zur Seite gebogenem Köpfschen ein kleiner zahmer Rehbock.

Die alte Dame, von der Bowle und mehr noch vom irge- wohnten Glück ermüdet, zog sich freundlich nickend zurück, und nun war es als ob ein letzter leichter Nebel von Befangenheit sich teile und alle jugendlichen Gewalten inniger gegeneinander hin treibe.

Der Student erhob sein Glas auf Lenes Wohl, und als sie ihm, von Freude gerötet, noch herzlicher dankte, als sie es sich gewünscht haben mochte, konnte er sich nicht im Zaum halten. Mit drei Sägen war er unten auf dem Rasen, hob den erschrockenen kleinen Rehbock mit beiden Armen hoch und küßte ihn auf das schnappende Maul, worüber alle in ein endlos vergnügtes Gelächter einstimmten.

Inzwischen begann Fritz sein „Charakterfest“ zu inszenieren. Er charakterisierte den darob angenehm betroffenen Baron als den Geheimrat von Goethe und den nahe dabei sitzenden Künstler Meyer als Herrn Eckermann, was sich sogleich als ein glücklicher Griff erwies, indem die beiden Herren — der Baron mit einem diskret persiflierenden Ton letzter, vornehmster Lebensgeklärtheit, der Künstler Meyer mit einer natürlich-komischen Anlage, sich in eine ihm zugewiesene Rolle mit einigem Witz zu schicken — in der Folge auf eine wahrhaft erquickliche Art im Goethe-Eckermannschen Notizenstil Konversation machten.

Die blond-kühle Hella, der das Spiel ausnehmend gut gefiel, erwähnte sich als ihren Charakter Medefinds Lulu, während der Student in einer jägerischen Karl May-Anwandlung vergnügt ausrief: „Ich wähle Winnetou, den roten Gentleman“, was die gegenüber sitzenden Herren Goethe und Eckermann sogleich zu einer klugen und eindringlich schürfenden Unterfuchung über indianische Bräuche im allgemeinen und Karl May, als den Erfinder derselben, im besonderen anregte.

Mittlerweile hatten sich alle ihre Charaktere gewählt, so die Landratstochter mit einem deutlichen Blick nach dem goethifizierenden Baron die Friderike Brion; so Fritz den von ihm sehr geliebten Palmström und endlich der schlank, von der Last seiner hohen Kultur gebeugte Dichter, der lange zögerte, ob er einer ihm annähernd gemäßen Kulturerscheinung habhaft werden könne und sich endlich doch — wenn auch immer noch leuzend — für Kasimir Ebschmid entschloß.

Ueber dem allen war nur eben der Nachmittag lustig vergangen und alle jubelten in ihrem Herzen, als Goethe Eckermann

bedächtig zu erwägen gab, daß es ergötzlich und zu loben wäre, wenn man den gemeinsam genossenen Freuden der Tafel ein in sich versunkenes Wandeln allein oder zu zweien folgen ließ, um sich des Abends und der Kühle der Nacht doppelt froh bewußt zu werden.

Sie brachen also auf und zerstreuten sich im Park und weiter hinaus in den nahen Wald: der goethisierende Baron mit Lene (die so ganz sie selbst war, daß sich kein Charakter für sie halten wollten), Winnetou und Palmström mit Lulu, Friederike Brion mit Eckermann.

Einsam seufzend blieb der kulturbeladene Dichter zurück. Er hob verstohlen den Deckel der Bowlen-Terrine, stöhnte gramvoll, setzte sich dann auf das Rasenrondell unterm Goldregen, griff in die Westentasche und begann melancholisch seine rosigen Fingernägel zu polieren.

Aus Park und Wald klangen hin und wieder übermütige Schreie. Grillen und Grasmücken mustzierten aufgeregt, und aus der Tiefe des Parkes ertönte in regelmäßigen Abständen das sonderbare „Arr—arr“ einer Schnarre, was alles dem einsamen Dichter so wehmütig zu Herzen ging, daß er sein Nagelinstrument fallen ließ und mit dem Gedanken: Wenn ich doch nicht so viel Kultur hätte! einschlief.

Nach dem Abendessen, als der Vollmond den Park überflutete und in allen das Gefühl weckte, daß sich so durch die Gunst eines freundlichen Geschicks die drei Tage wie von selbst in einen verschmolzen, saß Palmström, scheinbar angeleint, am Teich. In Wahrheit spähte er unruhig nach Lulu aus, die er in Winnetous Begleitung argwohnte. In Wahrheit schlich dieser aber auf Lenas Spuren, die wiederum ihre glänzenden Augen erfolglos nach dem Indianer schweifen ließ, während sie scheinbar ergeben den abgründigen Offenbarungen lauschte, die der Dichter Friederiken (welche ihrerseits nach ihrem Goethe Ausschau hielt) nicht versagen mochte.

Goethe wiederum lag unter einer Föhre hingestreckt, behaglich rauchend und meditierend, im Grase. Ueber ihm im Baume hochte pagodenhaft steil ein Holztaubenpärchen beieinander. Und der Baron, goethisch versunken und heiter ausgeglichen in einem, fühlte: Alles hier ruht wie das Bild einer geliebten Frau in meiner Seele . . . indessen habe ich keine geliebte Frau — höchstens Frauen, die ich gelegentlich zu lieben meine. Seh Er, Eckermann, mein Guter, wir sind recht kompliziert geworden — alles ist kompliziert geworden . . . aber freuen wir uns dessenungeachtet, daß es uns trotzdem noch gegeben, den Augenblick zu ergreifen — einer Stunde voll und ganz zu leben. Ho — was ist das?

Er stützte sich auf und lauschte hinaus. Ein Lied.

D gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör.
Bei meinem Saitenspiel
Schlase, was willst du mehr?

Lene sang das Lied.

Am Teich war unterdes ein Wechsel eingetreten. Palmström, des langen Wartens müde und wütend über Lulus Unbeständigkeit, hatte sich Friederiken attachiert, welche ihren Baron ohnehin für heute verloren gab; sie wandelten unter den Rotdornbäumen. Statt Palmströms hatte Winnetou, im Herzen nach Lehne glühend, den Angelpfah am Teiche eingenommen, und binnen kurzem hatte Lulu den unabweisbaren Drang empfunden, auf dem Teich zu rudern.

Sie hatten sich, kaum im Boote sitzend, hastig umschlungen und geküßt.

Und nun sang Lene das Lied — für ihn. Er wußte es auf einmal genau. Unselige Rothaut!

Ob sie sich die Gäste versahen, waren sie mitten im zweiten Abschnitt des langen Tages. Der Künstler Meyer schien unerschöpflich. Wenn er nicht eben an Goethen mit Erklärung heischenden Fragen herantrat — etwa dergestalt, wie es zu deuten, daß des Menschen Sinnen um so dringlicher auf Bowle gerichtet

sei, je seltener der Wein — dann sang er zur Laute, übte inzwischen auch die Kunst, Stimmen von Vögeln und Tieren täuschend nachzuahmen und war in allem wohlgerandt.

Am Abend sollte, auf sein Betreiben, ein fröhliches Pansfest gefeiert werden.

Da, wo sich durch eine Lücke in der alten Feldsteinmauer der Park in den Wald erweiterte, stand der verwitterte Sandsteingott. Hier wartete gegen Abend Lene auf den Jäger Winnetou. Er aber ließ sich nicht blicken. Wie ein wahrhaftiger Indianer hinter Büschen lauend, verschlang er ihre Gestalt mit seinen Augen, selig und redevoll zugleich, weil er aus Trost und Gott weiß warum Lulu geküßt, die mittlerweile, ihrem Charakter getreu, mit Leutnant Palmström auf dem Teich ruderte.

Am diesem Abend, nachdem sie den Gott mit Laub bekränzt hatten, geschahen die sonderbarsten Dinge. Der von der Last seiner Kultur gebeugte Dichter, von Vollmond, Wein und Liebe berauscht, erhob sein Glas, sagte nur: „Deutschland!“ und noch einmal „Deutschland!“, schluckte selig, fiel auf die Knie und schien die Erde küssen zu wollen, wofür die alte Dame, die ihm bisher nicht sonderlich gut gewesen, ihn streichelte, wobei sie gütig sagte: „Ein bißchen Freude — und alles ist gut!“

„Seh Er, Eckermann, mein Guter,“ hub der Baron nun zu dozieren an — „seh Er, so sind meine Deutschen. Gar oft vermaßen sie, die dem deutschen Wesen grundeigene Tüchtigkeit und Klarheit gering achten und hinter nichtigem Tand, sofern er nur fremd und bedeutend erscheinen mag, zurücktreten lassen zu müssen. Aber Not und Freude führen uns gleichermaßen endlich wieder zu uns selber hin . . . Heda, Eckermann — was säumt er, meine Worte zu bestätigen?“

„Sehr wohl, Ew. Erzellenz,“ sagte Eckermann ein wenig zerstreut, denn er war über dem schwierigen Problem des Hahnenkreises gewesen, den er sogleich etwas unvermittelt, aber tüchtig aufgefaßt erschallen ließ. Alle lachten, auch die alte Dame, die sich heute aus vollem Herzen der Frische und Jugend um sie her erfreute, wiewohl eine gelegentliche leise Neigung zur Behmut hinsichtlich des nahen Abschieds schon zu merken war.

Lene war an diesem Abend nicht zum Singen zu bewegen; sie schien bei aller äußeren Heiterkeit leicht in Gedanken, was den Studenten und Jäger Winnetou in Jubel wie in schmerzlicher Sorge ergriff. Einmal, als alle in lebhaftem Gespräch und Scherzen begriffen waren, beugte er sich zum Boden und berührte einen Föhrenzweig, auf den Lene getreten war, hastig mit seinem Mund. Später schlug er sich in den Wald; es hielt ihn nicht, er mußte sich äußern und schob seinen Revolver in die Luft ab — dreimal, so daß alle zusammenfahren und nach ihm schrien.

Sachend kam er zurück.

Der volle Mond stand überm Wald.

Als wieder die Sonne schien, hielt es keiner für möglich, daß der schöne Tag zu Ende ging, und daß Goethe, Eckermann und Friederike, Palmström, Winnetou und Lulu sich als le:lich korrekte Herrschaften gegenüber saßen, die nun, noch immer herzlich zwar, aber mit einem Gefühl dämmernder Befangenheit, daran denken mußten, von einander zu gehen, um sich vielleicht nie wieder zu begegnen.

Noch einmal bewirkte ein guter Wein, daß sie sich restlos nahelamen. Vorzüglich gelang es dem Baron, indem er noch einmal goethisch perorierte, wie auch dem Künstler Meyer mit fröhlichen Eckermannnaden, die Höhe der gestrigen Stimmung zu erreichen.

Noch einmal tranken sie einer mit dem andern, und dann jeder mit allen, während draußen schon die Pferde stampften, die sie zur Bahnstation bringen sollten.

Lene und der Student gaben sich die Hände und sahen sich an. Der Baron, der etwas entfernt aufmerksam zusah, lächelte unmerklich.

Der Kutscher mahnte schon. Man stieg unter letzten verbindlichen Worten ein.

Die Pferde zogen an.